

Anti-Tito-Partei habe er als „autorisierte Führer“ später weiter von seinem westlichen Refugium her geleitet, wohin er mit vier verschiedenen Pässen gelangt sei: mit einem sowjetischen, einem deutschen, einem britischen und einem französischen.

In dieser Rolle soll er 1970 von Kopenhagen aus Flugblätter einer „Sozialistischen Partei Jugoslawiens“ verbreitet, 1971 unter Beteiligung von Kominformisten aus mehreren Ländern zwei Parteikonferenzen abgehalten und sich Anfang 1974 sogar auf einen geheimen Parteitag in der jugoslawischen Küstenstadt Bar zum Generalsekretär haben wählen lassen: zum neuen Führer Jugoslawiens nach Titos Tod.

Nebenher verargt Jugoslawiens Geheimdienst dem Führer Dapčević, daß er fortwährend provokative Briefe an „verschiedene führende Persönlichkeiten in Jugoslawien“ schrieb. Am 6. März 1970 forderte Dapčević in einem eigenhändig unterschriebenen und gestempelten Brief von Jugoslawiens Polizei und Armee „innerhalb von zehn Tagen konkrete Maßnahmen gegen die Spionagegruppe unter Führung von Hans Peter Rullmann“ — damals SPIEGEL-Korrespondent in Belgrad. Andernfalls, so drohte Dapčević, fühle er sich verpflichtet, die „Liquidierung Rullmanns selbst einzuleiten“.

Vier Tage später, am 10. März, wurde Rullmann tatsächlich verhaftet. Dapčević hatte zumindest einen politischen Freund in der jugoslawischen Führung: den Innenminister Stijačić, der zwar Dapčević öffentlich anklagte, in Wirklichkeit jedoch selbst Kominformist war, inzwischen aus der Partei ausgeschlossen wurde und in der Versenkung verschwunden ist.

Jugoslawiens Führung hat Grund anzunehmen, daß Dapčević auch heute noch über ein Netz von Mitarbeitern und Sympathisanten in Titos Umgebung verfügt: Die in letzter Zeit verhafteten jugoslawischen Kominformisten, meist einflußlose Pensionäre, könnten den wirklich einflußreichen Kominformisten nur als Alibi dienen.

Auch sonst hat Jugoslawien Fragen an Dapčević zu stellen: Ob Dapčević immer noch von den Sowjets gehalten wird, die in diesem Fall gegenüber Tito ein Doppelspiel trieben.

Vor seinem Verschwinden stritt Dapčević alles ab: „Zwischen mir und den in den letzten Wochen aufgedeckten Gruppen in Jugoslawien gibt es keinerlei Verbindung.“ Auch mit den Sowjets habe er gebrochen. Nachprüfen konnte Jugoslawiens Abwehr dies lange Zeit nicht.

Erst Ende 1973 war ein erster Direktkontakt gelungen: Bei Dapčević in Brüssel stellte sich der Jugoslawe Slobodan Mitrić ein. Kurz darauf wurde Mitrić in den Niederlanden wegen

Mordes an drei Landsleuten verhaftet und inzwischen zu 18 Jahren Freiheitsentzug verurteilt. Er sagte aus, als Agent des jugoslawischen Geheimdienstes den Auftrag gehabt zu haben, auch Dapčević zu ermorden.

1975 tauchte ein anderer Jugoslawe in Dapčevićs Umgebung auf: Djoko Stojanović, der in der Tasche die Mitgliedskarte der KP Frankreichs trug. Obgleich brieflich von Kominformisten in Polen und Ungarn gewarnt, begab sich Dapčević in Begleitung Stojanovićs nach Bukarest und traf dort einen weiteren Genossen namens Opojević, der ihn zum Abendessen einlud. Dessen Frau rief am 14. August bei Micheline Dapčević in Brüssel an: „Etwas Furchtbares ist passiert!“

Die letzte Spur: In der Nacht vom 8. auf dem 9. gegen 24 Uhr gab ein



Surinam-Auswanderer in Holland: „Schöner leben, bequemer scheitern“

Mann, der für einen Jugoslawen gehalten wurde, die Zimmerschlüssel an der Rezeption des Hotels „Dorobanti“ ab: „Die Zimmer sind freigeworden, die Gäste sind mit Gepäck abgereist.“

Rumäniens Außenminister George Macovescu, von seinem belgischen Amtskollegen Renaat van Elslande auf den mysteriösen Fall angesprochen: „Nachdem wir von allen Polizeistationen im Lande Bericht eingeholt haben, ist offenkundig, daß Monsieur Dapčević weder Opfer eines Unfalls geworden noch im Krankenhaus ist, daß er sich weder in Arrest befindet noch die rumänische Grenze passiert hat, wenigstens nicht unter seinem richtigen Namen. Er ist verschwunden und weder tot noch lebendig wieder aufgetaucht.“

## HOLLAND

### Schwarze Möwen

Nach Krieg und Sturmflut sah ein holländischer Pastor schon wieder eine biblische Plage heranrollen: 150 000 Flüchtlinge aus Surinam, das vorige Woche unabhängig wurde.

Ihre Leibesfülle in knallbunte Exotengewänder gehüllt, kämpften Kreolenfrauen vor den Schaltern um Bord- und Platzkarten. Schmale junge Männer von Südsee-Statuur schleppten Koffer, Schachteln, Körbe fürs Gepäckband, Blumen, Puppen, zuweilen auch ein ausgestopftes Krokodil für die Kabine heran.

Wenn das Gewühl vorüber war, wenn wieder einmal ein KLM-Jumbo abge-

hoben hatte mit seiner exotischen Fracht, herrschte, unterbrochen nur von ein paar Schluchzern, ergebene Stille unter der Menge der Zurückgebliebenen.

Szenen, wie sie sich bis Anfang voriger Woche Tag für Tag auf dem Flughafen von Paramaribo, Surinam, abspielten. Denn seit feststand, daß der ehemalige Sklavenumschlagplatz, die Ex-Kolonie Niederländisch-Guayana an der südamerikanischen Nordostküste, am 25. November in die Unabhängigkeit entlassen werden würde, flüchteten die Surinamer „rijksgenoeten“ (Reichsgenossen) der Niederländer in Julianas Königreich.

150 000 Menschen, knapp 40 Prozent der Bevölkerung von Surinam, haben ihre sonnige Palmenheimat gegen



**Surinamer, Unabhängigkeitsplakat**  
„Zurückholen, was geklaut war“

das kühle, viermal kleinere Land der Grachten und Kanäle vertauscht: die einen aus Angst vor einer rassistischen Nacht der langen Messer am Unabhängigkeitstag, die anderen aus purer Furcht vor sozialer Not.

Eine „Strafkolonie vieler verirrter Völker“, so der Surinam-Schriftsteller Albert Heimann, hatten die Holländer dort seit ihrer Besitzergreifung 1667, bei der sie nur eine kleine indianische Bevölkerung antrafen.

Für ihre Kaffee-, Zucker- und Kakao-Plantagen besorgten sie sich Negersklaven aus Afrika, Ende vergangenen Jahrhunderts indische Kontraktarbeiter aus britischen Kolonien, Javaner aus dem eigenen ostindischen Kolonialreich. Mit denen kamen auch chinesische Kaufleute und Händler.

Kreolen und Buschneger, Nachkommen der schwarzen Sklaven, stellten laut Volkszählung 1971 zwar fast die Hälfte der Bevölkerung, an Besitz und wirtschaftlichem Einfluß aber waren sie Indern und Chinesen stets weit unterlegen.

Mehrere ethnisch ausgerichtete Parteien kämpfen in Surinam, das seit 1954 innenpolitisch autonom ist, um die Macht. Von der derzeitigen, von Kreolen dominierten Koalition des Henk Arron und dessen gen Kuba orientierten Wirtschaftsminister Eddy Bruma befürchten die Konservativen aus der zumeist hellhäutigen Mittel- und Oberschicht eine „schwarze, kommunistische Diktatur“.

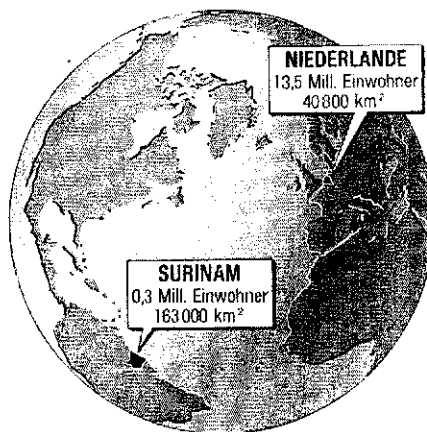
Für die meisten Beteiligten des Massenexodus dürften jedoch jene Segnungen von Ausschlag gewesen sein, die der Sozialstaat der Niederlande Surinamern bot, solange sie mit dem nieder-

ländischen Paß auch alle sozialen Rechte holländischer Staatsbürger genossen — neue Pässe wurden nur bis Dienstag voriger Woche ausgestellt, für alle Zurückgebliebenen sind die niederländischen Bürgerrechte erloschen.

Arbeitslosengeld, Fürsorge, Kindergeld, Trennungszulage, Krankenversicherung, Altersrente — all das begreifen die Ärmsten unter den in Holland gelandeten Surinamern als quasi gesicherte Existenz, denn in der Heimat existieren Sozialleistungen noch so gut wie gar nicht.

Eine Umfrage der Wochenzeitschrift „Elsevi's Magazine“ macht das deutlich: Obwohl 42 Prozent der Surinamer in Holland keine Arbeit haben (in Surinam sind es 30 Prozent), fand die Hälfte aller, es gehe ihnen ausgezeichnet, weitere 40 Prozent erklärten sich als „ziemlich zufrieden“. „Unter den Palmen von Surinam“, erläutert der kreolische Bauarbeiter Antoon Felter das Phänomen, „läßt sich's zwar schöner leben. Hier aber läßt sich's bequemer scheitern.“

So gelassen ist ein Teil der Holländer inzwischen nicht mehr. Wohl rühmen sie sich, seit Jahrhunderten Asyl gewährt zu haben — Hugenotten, portugiesischen und deutschen Juden, Ungarn sowie, nach dem Zusammenbruch ihres ostindischen Kolonialreiches, 280 000 indonesische Flüchtlinge assimiliert zu haben. Eine Ausnahme aber waren schon jene Ambonesen (heute 40 000), die im Unabhängig-



keitskrieg mit Indonesien auf seiten der Holländer gekämpft und einen eigenen Staat zugesagt bekommen hatten, auf den sie heute noch mit Starrsinn und gelegentlichen Terrorakten pochen.

Seit auch Chinesen die Städte Amsterdam und Rotterdam für ihre Restaurants und Spielhöllen entdeckten, sich nach Mafia-Manier Machtkämpfe lieferten und Holland den zweifelhaften Ruhm einer europäischen Rauschgift-Handelszentrale bescherten, seit 300 000 hilfsarbeitswillige Türken, Griechen, Spanier, Portugiesen, Tunesier und Marokkaner Eifersuchtsdra-

men und Knoblauchschwaden an Amstel und Maas brachten, halten etliche der über 13 Millionen Eingeborenen dieses dichtbevölkerte Land in Europa für voll. Überdies: Holland hat sowieso mit einer Arbeitslosenquote von fast sechs Prozent zu kämpfen.

Harmloseste Reaktion auf den Massenansturm der Surinamer sind Witze: Zwei Holländer sichten Krähenschwärme über einem Surinamer-Auffanglager. Kommentar: „Guck, ihre Möwen haben sie sich auch mitgebracht.“ Ein Kreole im Flugzeug zum anderen: „Mein Vater arbeitet bei der WW, mein Bruder arbeitet bei der WW, meine Vettern arbeiten bei der WW, bei so 'ner großen Firma werd' ich auch schon Arbeit finden.“ (WW ist das Kürzel für die Fürsorge.)

Doch schon gibt es auch handfesten Widerstand gegen die Neuzuwanderer. So scheiterte die Unterbringung von 300 Surinamern in Ferienbungalows des stramm reformierten Dorfes Stavenisse (Insel Tholen) an einer vom Pfarrer van Prooijen angeregten Protestaktion. „Erst hatten wir den letzten Weltkrieg“, wettete der Gottesmann von der Kanzel, „dann die Wassernot\*, und nun kriegen wir als weitere biblische Plage noch die Surinamer!“

In den Großstädten und vor allem in den fehlgeplanten Schlafstädten wie etwa Bijlmer bei Amsterdam werden Surinamer immer häufiger als „roetmoppen“ (Mohrenköpfe) und „zwarte drops“ (Lakritzen) beschimpft. Und wo die Surinamer einziehen, verschwinden die Holländer. Angeblich, weil die neuen Bewohner „in die Müllschächte schießen, Geländer abbrechen, Lampen zu Bruch gehen lassen“, so jedenfalls klagte ein Vertreter des Wohnungsbauvereins „Glyphoeve 1“, zitterten „die weißen Mieter vor dem Terror der Schwarzen“.

Gettobildungen wie das New Yorker Schwarzenviertel Harlem sind, scheint es, nicht mehr aufzuhalten. Die ansonsten sprichwörtlich toleranten Holländer, klagt die sozialistische Zeitung „Het Vrije Volk“, reagieren plötzlich um keinen Deut besser als die weißen New Yorker. Indem sie die Surinamer für wachsende Kriminalität, ansteigende Vergewaltigungsziffern, für Verfall und Dreck verantwortlich machen, so glaubt das Blatt, reagieren sie ja Wahrheit nur „das Schuldgefühl des einstigen weißen Herrn gegenüber dem einstigen schwarzen Sklaven“ ab. Es gibt auch schon Farbige, die das ebenso sehen — etwa Bram Wacker, Kreole, der seinen Aufenthalt so begründet:

„Ich bin hier im dreckigen Holland, um alles, was diese verdammten Holländer uns in den letzten hundert Jahren geklaut haben, zurückzuholen.“

\* Die Sturmflut von 1953, bei der 1487 Niederländer ertranken.